

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Jan von Werth.

Roman aus dem Dreißigjährigen Kriege
von Franz Herwig.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Es war eine Lust, zu sehen, wie die kaiserlichen Kanonen von drei Seiten der winzigen Festung zusetzten. Sie schossen ihr die Zinnen weg und die Dächer. Ihre Mauern stürzten wie Lehmwände und füllten die Gräben. Sie rissen gewaltige Löcher in das Gemäuer, mit keinem anderen Resultat, als daß mantuanische Musketen sich durch die Oeffnungen schoben und erbittert feuerten. Schließlich aber war der ganze Brückenkopf nicht viel anderes mehr als ein Haufen von Geröll und Trümmern, und eines Abends schrie Jan mit einer Stimme, die allen durch Mark und Bein ging:

„Mir nach! Sie fliehen!“

Und er warf sich mit einer Handvoll Leute auf die Trümmer, aus denen noch immer Schüsse blizten, und sprang von Mauerblöcken in Löcher und war wieder hoch und hatte endlich die Brücke, auf deren letztem Ende die Verteidiger sich hindrängten der schützenden Stadt zu. Er lief hinterher, den Degen in der Faust, ihm nach ein Duzend seiner Musketiere, hinter ihnen quollen in Massen die Regimenter aus dem zerschossenen Brückenkopf. Es gab ein wildes Gedränge auf der schmalen und langen Brücke. Jetzt waren die Mantuaner kaum fünfzig Schritt vor Jan am anderen Ufer, sie spritzten nach allen Seiten auseinander und da sah Jan gerade in die schwarzen Mäuler zweier Kanonen hinein, die Rad neben Rad mit schweißlicher Offenheit dastanden, ein paar verwundene Kerls und Durante, Durante hinter sich.

Erstarrt blieb Jan stehen. Er sah, wie Durante die Hand hob, zwei Lintenstämmchen senkten sich nieder und plötzlich war die Brücke mit einem ungeheuren Krachen wie gefegt. Jan aber fiel vornüber und stürzte in abgrundtiefe Finsternis.

In diese Finsternis fiel nur selten ein Strahl des Tageslichts, ein Laut der Menschenwelt. Jan sah nichts davon, daß seine toten Musketiere in Haufen tagelang auf der Giorgibrücke lagen, da niemand es wagte, in dem Feuer der Besatzung die Leichen ans andere Ufer zu holen. Die wenigen Ueberlebenden hatten den leblosen Jan in jener Schreckensnacht mit sich zurückgeschleppt. Er wußte nichts davon, daß mitten im kaiserlichen Heer den Mantuanern schreckliche Verbündete erstanden, das Fieber, das aus den Minciosümpfen stieg und die Pest, die mit den schrecklichen Regengüssen über das Land kam. Er wußte nichts davon, daß General Collalto die Belagerung aufheben ließ und nach Süden zurückwich, nur einmal erwachte er für Augenblicke und fühlte sich auf einem Wagen liegen, der vorwärtsrollte, auf Stroh gebettet. Aber die Stöße der Räder waren so hart, daß er über den Schmerzen von neuem das Bewußtsein verlor. Weihnachten

1629 ging vorüber, und wenn Jan auch in jener Zeit die Augen aufschlug, so schien es für ihn von lächerlich geringem Belang zu sein, zu wissen, wo er war. Erst nach drei Wochen hörte er einmal im Halbschlaf, wie der Ort, wo er lag, mit Guastalla bezeichnet wurde, und er hörte ganz fern die Stimme José Marias, die sagte:

„Er wird auf italienischer Erde sterben, fürchte ich.“
Jan glaubte innerlich zu lächeln: lieber Gott, wie grenzenlos gleichgültig war ihm die ganze Sache. Schlafen. Da. Schlafen.

Lange nachher war es ihm, als schiene helle und warme Sonne auf sein Bett. Jrgendwo sang ein Vogel. Ich muß aufstehen, dachte er. Meine Kerls sämmeln sich sicher jaul herum. Aufrichten. Teufel ja. Bin ich festgebunden? Endlich sah er. Blinzelte mit unklaren Augen ins Licht und sah dann einen fremden Mann am Fenster auf einem Stuhl sitzen.

„Holla,“ sagte Jan. „Was ist mit mir?“

„Je nun,“ sagte der. „Man hatte Euch gut zugerichtet.“
Ah, so. Die Kanonen. Durante. Gewiß. Und dabei überkam ihn wieder die zackermentsche Schwäche. Er legte sich nieder.

„Wo sind wir hier?“

„In Guastalla, wie sich das Nest heißen läßt. Ein gottverfluchtes Nest.“

„Wo ist José Maria?“

„Wer —?“

„Der Feldkaplan. José Maria.“

Der Mann schupste die Schulter.

„Weiß nicht. Im übrigen braucht Ihr keinen Kaplan. Es geht nicht mehr zum Sterben. Ihr habt zwei Kugeln gehabt. Eine in der Brust, die andere im Bein. Musketenkugeln, denn die Briganten auf der Brücke hatten ihre zwei Blasrohre mit Musketenkugeln geladen.“

Jan schlief schon wieder. Aber im Traum hatte er es mit José Maria zu tun, der verwundet war und den er suchte. Immer wenn er ihn von ferne sah, verschwand er wie ein Geistes. Als er am anderen Morgen aufwachte, verlangte er zu essen.

Er aß elf gebratene Eier und eine kalte Schöpfenteule. Er rief nach Wein, aber er bekam nur ein Quart.

Dann schwang er seine dünnen Beine aus dem Bett und sagte:

„Meine Montur! Und José Maria soll kommen. Seinetwegen kann ich sterben und er kümmert sich nicht um mich. Was stehst du da, dickköpfiger Esel? Ruf den Kaplan.“

„Hier ist kein Kaplan!“

„Ha? — Frage, wo er ist.“

Er stand auf, wankte und schlich mit zitternden Knien und ausgestreckten Armen zum Fenster wie ein Seiltänzer. Der Soldat trat wieder ein.

„Der Kaplan, von dem Ihr sprach, war pestkrank und ist irgendwo liegen geblieben.“

Da stand Jan plötzlich ganz sicher.

„Kerl! Sünd! Und man hat ihn liegen lassen?!“

„Order vom General. Kein Pestkranker darf im Lager bleiben.“

Jan alarmierte mit seinem Toben die ganze Stadt. Oberst Merck eilte herbei, ja selbst General Aldringhen, der gerade aus Deutschland gekommen war. Es wurden Streifwachen in die Umgebung geschickt, um José Maria zu suchen. Sie kamen wieder und ließen mit hängenden Köpfen die fürchterlichen Schmähe über sich ergehen, die Jan über sie ausgoß. Am dritten Tage hielt er es nicht mehr aus. Er ritt, schwach und bleich, auf einem hellgrauen Maultier im Schritt davon, hinter sich einige Musketiere. Nach abermals zwei Tagen fand er José Maria in einem Karthäuserkloster, auf einem Hügel, dicht am Po. Er schlief, als Jan in die winzige Zelle eintrat. Der dienende Bruder hatte ihn beruhigt. Kein, der Kranke hatte nie die Pest gehabt. Nur das Fieber. Landleute hatten ihn aufgelesen und hierher gebracht.

Da sah nun Jan, sehr glücklich und ruhig. Er sah in des Freundes Nares und blaßes Gesicht, mit der stolzen Nase und der adligen Stirn. Ueber ihm, an der lahten Wand hing ein großes Kreuz. Zwischen den durchstochenen Röhren des Heilands und dem Holz der Marter stak ein Büschelchen von gelben Primeln. Ach, ja, der Frühling kam. — Er wehte durch das offene Spitzbogenfenster hinein. So weit Jan sehen konnte, draußen im Land, war keine Spur des Krieges. In dem späten Tageslicht zog der mächtige Strom Spiegelglatt und goldglänzend seine königliche Bahn. Ein Schwarm weißer Tauben zog eilige Kreise um das Kloster. Er kehrte immer wieder, mit schwebenden Mägeln, die beim Wenden rosig schimmerten. Eine ganz kindliche Glocke begann zu tönen. Der Angelus, ja, der Angelus. Und jetzt sang tief in den Mauern ein ernster Chor in einer starken einfachen Melodie, die sich kaum bewegte. Der Angelus. Gott ja, ich verrotteter Kriegskamerad, dachte Jan. Ich verkommener Hund. Und er faltete die Hände und begann zu beten: „Der Engel des Herrn...“ Aber in seine Worte mischte sich eine andere Stimme. Herrgott! José Maria! Wahrhaftig, da lächelten ihn die Augen des Freundes an. Er wollte rufen. Aber José Maria, freilich mit einem ganz leisen Weben in der Stimme, betete halblaut weiter, die Augen fest auf Jan gerichtet, und Jan gehorchte. Jan betete mit, und erst als sie das „Amen“ auf den Lippen hatten, lagen sie sich in den Armen.

„O José Maria!“

„O Jan!“

Die Glocke klang immer noch.

Im März des Jahres 1630 stießen zum kaiserlichen Heer frische Regimenter. General Collalto wurde abberufen und an seiner Stelle erhielt General Aldringhen den Oberbefehl. Sofort kam frischer und heiterer Geist in die Truppen. Der Generalissimus zog mit strahlenden Augen von Quartier zu Quartier. Und überall im Lager hörte man sein dröhnendes Lachen, das so aus dem Grunde des Herzens kam, so daß der Griesgrämigste bei seinem Klang lächeln mußte. Ende April brachen die Regimenter auf. Sie zogen rasch und in guter Ordnung auf Mantua und umklammernten es zum zweitenmal, jetzt mit eisernen Armen, die nicht mehr locker ließen. Ein nicht abbrechender gewaltiger Donner schlug über Mantua zusammen, und es konnten kaum so viel Kugeln und Bomben herangeschafft werden als die großen Kanonen verschossen.

Es kamen höllenbittere Tage über die Stadt. Die Mantuaner behaupteten, daß die Juden das von den kaiserlichen Truppen zurückgelassene Gerät, das verpestete, nach Mantua geschleppt hätten. Jedenfalls war plötzlich die Seuche in der Stadt, und so viel herzogliche Krieger auch von den Kugeln der Kaiserlichen getötet wurden: die Pest würgte schneller. Es kam vor, daß die Menschen auf der Straße umfielen und in wüsten Krämpfen endeten. In so großen Massen starben die Menschen, daß man nicht mehr daran dachte, sie zu begraben. Die Soldaten des Kaisers sahen in hellen Nächten unübersehbare Rüge von Karren am mantuanischen Ufer erscheinen und ihre Last von Pestleichen in den Mincio schütten. Die Toten trieben in der schleichen Strömung langsam davon und blieben in den Stümpfen im Rücken des Heeres hängen. Wer sich in jene Gegend wagte, sah die weiten und toten Wasserflächen nicht mehr. Ein neues Land schien gewachsen zu sein. Aber dieses Land waren zusammengedrückte Massen ungeheuer

aufgetriebener Bäuche und schwarzblauer Gesichter, die mit offenen Augen den Himmel angrinsten.

Von den Beobachtungstürmen, die man auf den Belagerungswällen errichtet hatte, sahen die Kaiserlichen in die Straßen der Stadt. An jedem Tag durchzog die Prozession mit dem Sacrament die verödeten Quartiere, und zuweilen trug der Wind abgerissene Stücke aus wilden und düsteren Klage- und Bittgesängen herüber.

Oder es entstand ein Tumult. Man sah regellose Haufen von Männern und Weibern, die mit rasender Schnelligkeit durch die Straßen eilten, Menschen aus düsteren Gebäuden schleppten und sie mit dem Kopf nach unten an die großen Haustore nagelten. Das waren Juden, an denen man sich rächte. Zuweilen auch brachen brüllende Scharen von Soldaten aus den Ausfallorten und warfen sich auf die Kaiserlichen. Eines Nachts drangen sie bis vor das Quartier des Generalissimus, der mit seinen Offizieren beim Becher saß, und in jener Nacht war es, daß José Maria wieder einmal einen Regen in die Faust nahm und in seiner kühlen Art, ohne einen Tropfen Schweiß zu verlieren, ein Duzend Soldaten abtat. Er bildete den Kern des Widerstandes, der die allmächtig herbeieilenden Soldaten anzog, daß sie sich um ihn scharten und den Ausfall zurückschlugen.

Jan, der an jenem Abend bei Aldringhen war, suchte bei solchen Kämpfen immer nur den einen: Durante, wenn er auch sonst nicht gerade wählerisch war und nebenbei jeden abtat, der ihm in den Weg kam.

„Ich bin nicht hochmütig,“ lachte er, „jeder Soldat will sein gutes Recht.“

Jan lag mit seinem Kornett noch immer in und um den zerbrochenen Brückenkopf von San Giorgio. Er sah hundertmal des Tages nach der Stadt hinüber, ob die kaiserlichen Kanonen noch immer nicht Besiege geschossen hätten. Ihm bangte nur davor, daß die Mantuaner den Platz übergeben würden, ehe es zu einem regelrechten Sturm kam; dann entging ihm der Franzose wieder.

Da die mantuanischen Truppen sich die mondlosen Nächte für ihre Ausfälle aussuchten, machte sich Jan an einem Juniabend, der finster und regnerisch war, auf, um seine Posten entlang des Flusses zu revidieren. Der Feind pflegte lautlos auf großen Rähnen in einer breiten Reihe, aus dem Dunkel heraus, dicht am kaiserlichen Lager zu erscheinen und Jan hatte deshalb angeordnet, daß kleine Rähne mit wenig Soldaten die Nächte hindurch in der Mitte des stillen Flusses kreuzen sollten. An diesem Abend sprang er selbst in einen der Rähne und ließ sich in die Finsternis hinausrudern. Die zwei Soldaten tauchten nur zuweilen leise die Ruder ein, um in der matten Strömung in gleicher Höhe mit dem kaiserlichen Lager zu bleiben, und Jan stand an der Spitze des Rähnes und startete dorthin, wo die Stadt lag.

Es war sehr still. Nur der Regen machte mit gleichmäßig fallenden Tropfen ein eintöniges Geräusch. Zuweilen krachte auf einem der Ufer ein Schuß und eine funkenprühende, heulende Bombe zog einen feurigen Bogen über dem Strom. Für Augenblicke blühte dann das Wasser im Widerschein auf. Einmal war es Jan, als sähe er nach der Stadt zu einen langen schwarzen Körper auf dem Wasser schwimmen. Er gab seinen Soldaten die Richtung an und fuhr vorsichtig los. Da tauchte plötzlich dicht vor dem feinen ein Boot auf, eine gedämpfte Stimme rief: „Nicht schießen“, und dann lagen die Boote nebeneinander.

(Fortsetzung folgt.)

Deutsche Kulturarbeit in Galizien.

Aus der Geschichte des Deutschtums in den Karpathenländern.

Von Dr. Georg Kuhn.

Die österreichischen und deutschen Truppen, die jetzt in Polen, in Galizien, in den Karpathen und in der Bukowina siegreich die moskowitzische Flut zurückdrängen und vertreiben, kämpfen in diesen polnischen und slavischen Gegenden nicht nur in einem höheren Sinn für deutsche Kultur und deutsches Wesen, sondern auch im eigentlichen Verstande, denn in all diesen Ländern sind deutsche Ansiedlungen zu verschiedenen Zeiten entstanden, haben deutsche Gesittung und deutsches Recht ihre segensreiche Wirkung entfaltet und deutsche unverwischbare Spuren bis auf den heutigen Tag hinterlassen. Dies wenig bekannte und doch so ruhmvolle Kapitel aus der Geschichte des Deutschtums im Auslande hat der Czernowitzer Professor Raimund Friedrich Raindl in einem großen grundlegenden Werke behandelt, und es ich gerade jetzt interessant,

die Arbeit der germanischen Pioniere in diesem Teil des Ostens zu verfolgen.

In drei verschiedenen Strömungen hat die deutsche Kultur im Laufe der Geschichte die Karpathenländer befruchtet und dabei im engsten Zusammenhange sich über alle Teile des weiten Gebietes erstreckt. Das erstmal waren es die Scharen der Völkerwanderung, Goten und Vandalen, Heruler und Longobarden, die die Gebiete des römischen Pannonien in den ersten christlichen Jahrhunderten überfluteten. Der Ansturm dieser jungen Völker verdrängte so rasch, wie er ungestüm herangebraust war. Nur einzelne Ortsnamen und archäologische Funde von bedeutendem Kunstwert legen noch Zeugnis ab von diesem germanischen Vorstoß. Doch schon zur Zeit Karls des Großen kämpften hier wieder deutsche Krieger, und deutsche Kolonisten hatten dann gewichtigen Anteil an der Ausrichtung des ungarischen Reiches, das Stefan der Heilige schuf. Um die gleiche Zeit bahnten sich die ersten Beziehungen zwischen Deutschland und Polen an, als Kaiser Otto III. zum Grabe des hl. Adalbert nach Gnesen pilgerte. Um 1200 waren die Deutschen bereits bis nach Siebenbürgen vorgebrungen und hatten Schleien zu einem germanischen Land gemacht, von wo sie in polnische Gebiete und bis nach Galizien kamen. Nach dem vernichtenden Einfall der Mongolen blühte die deutsche Besiedlung erst recht empor aus den Trümmern und schuf ein früher nicht gekanntes Kulturleben in den Städten und auf dem Lande. Diese Entwicklung, die im 15. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte, dehnte sich aus bis zum Serech und Pruth, bis in die Walachei und Bukowina und schuf die Grundlage für das Aufblühen dieser Länder, obwohl feindliche Gegenströmungen dem deutschen Einfluß entgegneten und ihn zeitweise ganz unterdrückten. Im 18. Jahrhundert ist dann noch eine dritte bedeutende Einwanderung von Deutschen in die Karpathenländer erfolgt, die neuen Aufschwung des gesamten Lebens hervorrief. Die wichtigste Kulturarbeit aber hat die viele Jahrhunderte währende Kolonisation des Mittelalters geleistet und besonders aus Galizien ein Bollwerk germanischer Kultur gegen die östliche Barbarei geschaffen.

Überall, wo die Deutschen hinkamen, brachten sie auch ihr Recht mit, und dieses „deutsche Recht“, mochte es nun das am meisten verbreitete Magdeburger Stadtrecht sein oder Breslauer oder Neumarkter, entband die Ansiedler von jedem landesüblichen Gesetz und erkannte ihnen bedeutende Freiheiten zu. Weit über Polen und Ungarn bis ins heutige Rumänien war dies deutsche Recht verbreitet, es wurde von den polnischen Landesfürsten, aber auch von anderen weltlichen und geistlichen Herren verliehen. Nicht nur Städte und Gemeinden, sondern auch einzelne verdiente Männer und ihre Angehörigen konnten durch Zulassung des deutschen Rechtes ausgezeichnet werden. Die höchste Instanz dafür war der königliche Obergerichtshof zu Krakau, dem die Urteile der einzelnen Lehnsgenossen, der Vögte und Schulzen in streitigen Fällen unterbreitet wurden. Uebrigens begnügten sich die deutschen Ansiedler aber manchmal auch mit diesen königlichen Verfügungen nicht, sondern wandten sich nach der Heimat, um genaue Auskunft im Rechtssachen zu erhalten. So finden sich in verschiedenen Krakauer Sammlungen von Schöffensprüche Magdeburger Urteile, die vor 1356 und später eingeholt wurden. In einem findet sich die Bemerkung: „Dies war der erste Brief, der zu Magdeburg von dem Krakauer Stadtschreiber geholt ward 1376.“ Doch ist damit nur die erste Reise eines bestimmten Schöreibers gemeint; die Urteile wurden schon viel früher direkt aus Deutschland an den Krakauer Gerichtshof gebracht. Sehr bald entstanden auch deutsche Rechtsbücher für Polen und Galizien. Bereits aus dem Jahre 1346 ist eine Krakauer Handschrift erhalten, die in deutscher Sprache 308 Artikel nach dem Sachsenpiegel und 112 Artikel des deutschen Stadtrechts aufzählt. Kasimir der Große ließ dann auf der Grundlage des Magdeburger Rechtes das 502 Artikel umfassende deutsche Rechtsbuch herstellen, das für die Urteilsprechung seines Oberhofes auf der Krakauer Burg maßgebend war. Dies deutsche Recht hat sich in Galizien bis weit ins 18. Jahrhundert geltend erhalten; in den angrenzenden russischen Gebieten hielt es sich noch länger und ist z. B. in Kiew erst durch den Ukas vom 23. Dezember 1835 ganz beseitigt worden.

Die deutschen Einwanderer kamen zum großen Teil aus Schlesien zwischen Breslau einerseits, Krakau und Lemberg andererseits, haben lange Zeit die engsten Beziehungen bestanden, und viele deutsche Ansiedlungen tragen die Namen schlesischer Orte. Doch stammten die schlesischen Siedler wieder größtenteils aus den niederländischen und mittelfränkischen Rheingegenden, aus denen sich seit etwa 1150 ein starker Kolonistenstrom nach dem Osten ergoß. Auch Süddeutschland und die Schweiz boten reichen Zugang. Besonders wichtig war die Verbindung mit dem gewerbetreibigen und kunstfertigen Nürnberg, die für das Aufblühen der Kultur in Galizien bedeutsam wurde. Wie groß diese deutsche Einwanderung war, läßt sich nur schwer abschätzen, doch ist für Krakau berechnet worden, daß in der Zeit von 1392—1400 1097 Aufnahmen in die Bürgerliste stattfanden, wovon 833 auf Deutsche entfielen. Es wanderten also jährlich etwa 100 deutsche Bürger in diese eine Stadt ein. Manche Familien waren weithin über das Land zerstreut; so die Nürnberger Stoh, von denen der große Bildhauer stammt; sie sind in Krakau und zugleich in Siebenbürgen nachzuweisen. Viele Orte lassen sich schon durch die deutschen Namen als deutsche Orte erkennen, so Kaiserwald, Barwald, Sonnenschein usw. Auf schlesische Einwanderer weisen Namen

hin, wie Landshtut (Lancut), Landsstorn (Lancorona), Rosenbergs, Freistadt, Görlich (Gorkice).

Mit ihrem deutschen Recht erhielten die Städte auch ein bedeutendes Maß von Selbstverwaltung zugesprochen und konnten so hier im slawischen Osten eine schöne Blüte deutscher Stadtkultur ins Leben rufen. Die polnische Sprache bewahrt noch heute die Erinnerung daran, daß städtisches Leben und seine Einrichtungen erst durch die Deutschen in Polen eingeführt wurden. „Rynek“ (Ring) heißt der Marktplatz, den die Deutschen als Mittelpunkt anlegten; auf ihm steht das „Ratusz“ (Rathaus), in dem „Burmistrz“ (Bürgermeister) und „Rada“ (Ratsherr) die Geschicke des Gemeinwesens lenken. Die Stadt war durch „Krewozce“ (Kreuze) in Bezirke geteilt; Mauern mit Türmen und Gräben, aber die Zugbrücken führten, schützten gegen feindliche Anfälle. Die Straßen waren gepflastert, woran sich die Polen nur langsam gewöhnten. Auch das „Szlachta“ (Schlachthaus), „Browar“ (Brauhaus) und die „Szyn“ (Schenke) waren deutsche Einführungen, die ihre Herkunft noch heute in den polnischen Ausdrücken bewahrt haben. In allen Dingen der Verwaltung und Organisation wurden die deutschen Ansiedler vorbildlich, im Bräuden- und Wegebau, wie in den Flußregulierungen, im Errichten von Kirchen und Krankenhäusern, in der Einführung von Feuerordnungen, von Sicherheits- und Marktpolizei. Sie gründeten die ersten Schulen, in denen in deutscher Sprache gelehrt wurde. Die Finanzverwaltung und Wirtschaft der deutschen Städte war so vortrefflich, daß ihnen auch die polnischen Fürsten besonderes Vertrauen schenkten und z. B. die Kroninsignien dem Lemberger Räte zur Aufbewahrung übergeben wurden.

Ein Sinnbild des Geistes der Ordnung, der mit den Deutschen ins Land zog, ist der Umstand, daß unter ihnen die ersten Uhrmacher waren und nun Turmuhrer der deutschen Orte mit ihrem hellen Schläge die Slawen zur Pünktlichkeit erzogen. Das Postwesen in Polen wurde zum guten Teil von Deutschen eingerichtet; Generalpostmeister des Reiches waren meist Deutsche, und für das Ueberwiegen der Deutschen im altpolnischen Postwesen spricht auch das polnische „Poczta“ (Postmeister). „Mynnistr“ heißt Rinzmeister, ein Beweis dafür, daß auch Deutsche in erster Linie bei der Münzprägung und -verwaltung tätig waren. Deutsche Ritter und Dienstmänner standen den polnischen Fürsten zur Seite; im Heer sind bis ins achtzehnte Jahrhundert Deutsche in hohen Stellungen, besonders bei der Artillerie, dem Ingenieurwesen und dem Sanitätsdienst. Wiederholt wurde deutsches Fußvolk zum Schutz des Landes angeworben. In der Verwaltung des Landes stöhnen wir immer wieder auf Deutsche als Vögte, Schulzen und andere Beamte. Durch ihre Tätigkeit wurden die reichen Bodenschätze Polens und Galiziens erst nutzbar gemacht. So ist die Entwicklung des Bergbaus durch sie hauptsächlich gefördert worden. Die Bergwerksorte Bohnia und Wielica gehören zu den ersten Städten, die — 1253 und 1289 — deutsches Recht erhalten; unter den Beamten und Arbeitern ist von Anfang an eine große Zahl Deutscher; das polnische Bergrecht hängt eng mit dem deutschen zusammen, und auch die Sprache, dieser klare Spiegel des Kultureinflusses, weist fast für alle Bezeichnungen des Berg- und Hüttenwesens Worte deutschen Ursprungs auf. Die Ausnutzung der großen Wälder, die Einrichtung eines regen Holzverkehrs erfolgte durch die Deutschen; deutsche Mäster bilden einen eigenen Stand, der eine bevorzugte Stellung genießt und ein besonderes „Mästerrecht“ besitzt. Ja, selbst den Weinbau bringen die Deutschen nach Galizien und bepflanzen in Lemberg den sonnigen Berghang unter der Burg mit Reben, die einen reichen Ertrag brachten.

Es war ganz natürlich, daß sich so der Handel hauptsächlich unter deutschem Einfluß in den galizischen Städten entwickelte. Die Worte „Handl“ und „Zarnard“ sind noch heute die allgemein üblichen Bezeichnungen für alle Geschäfte und Märkte, und ebenso sind die meisten polnischen Worte für Gewichte, Waren und Ausdrücke des Handelsrechts deutschen Ursprungs. Handel und Kaufmannstand entwickelten sich so glänzend, daß Handwerk und Gewerbe gegen sie zurücktreten mußten. Krakau vermittelte den Handel mit Ungarn und den deutschen Städten, Lemberg vor allem den Verkehr mit dem Osten; daneben bestand ein lebhafter Handel zwischen den deutschen Städten Galiziens untereinander. Die Formen des Handels und die Organisation des Marktes vollzogen sich ganz nach dem Muster Deutschlands bis in alle Einzelheiten. Es gab auch Kaufmannsgilden; aber den Hauptbestandteil der Bürgergemeinde bildeten wie in den deutschen Städten die Handwerkszünfte; sie hatten ihre Geleze und Ordnungen, führten erbitterten Kampf gegen alle Feinde, die „Böhnsen“ und stellten bewaffnete Kompagnien zum Schutze der Stadt. Die außerordentlich große Anzahl von Zünften in den bedeutenderen Städten läßt darauf schließen, wie hoch entwickelt damals die von den Deutschen eingeführten Handwerke und Gewerbe in Galizien waren; sie hatten den größten Einfluß auf die Kultur, und manche von ihnen, wie die Goldschmiede, pflegten den Kunstsinne, der sich in reichem Maße regte.

Die Kunst und Wissenschaft der Karpathenländer im Mittelalter ist vorwiegend deutsch oder doch deutsch beeinflusst. Seit Stoh, Peter Bischer und sein Sohn Hermann, Hans Behaim, alles Nürnberger, schufen in Krakau herrliche Bildwerke; auch in Lemberg traten deutsche Bildhauer und Bildgießer auf. Ihre

Kunst war natürlich rein deutsch; auch die Jüge und Trachten ihrer Gefalten, und ebenso ist es die Materie. Scheint doch selbst Albrecht Dürer dem Hauber gefolgt zu sein, den Krakau damals auf die Kunstwelt ausübte, und während seiner Wanderjahre dahin gekommen zu sein! Er hat später mehrere Aufträge für Krakauer Bürger ausgeführt, und zwei seiner Brüder haben sich dort niedergelassen. Andere deutsche Maler arbeiteten ebenfalls für Galizien und ihre Werke wirkten auf die Kunst aller Karpathenländer. Selbstverständlich waren auch die polnischen Hof- und Stadtmusikanten Deutsche. Die Buchdruckerkunst brachte ein Verwandter Dürers, Johann Haller, der wohl mit ihm zusammen nach Krakau kam, in die galizischen Lande. Deutsche Studierende strömten nach der Krakauer Universität, an der ebenso wie in Vemberg deutsche Wissenschaft ihren Sitz hatte. Die Aufführung deutscher Mythen und Schauspiele vervollständigte das reiche Bild deutschen Kulturlebens, das sich im Mittelalter und der Renaissance in Galizien entfaltete.

Vermischtes.

* **Nachtwache auf dem Torpedoboot.** Den schwereren, die höchsten Ansprüche an die Nervenkraft stellenden Dienst auf einem Torpedobootführer schildert ein englischer Seeoffizier, dessen Schiff zu dem im östlichen Mitteländischen Meer gegen die Türken operierenden Geschwader gehört, in einem Briefe: „Ich will Euch erzählen, was auf so einem Zerstörer im Kriege Leben heißt. Wir haben hier keine Landbasis irgend welcher Art und sehen deshalb niemals an Land; dann und wann ankern wir für einen Tag oder eine Nacht unter dem Schutze einer Insel, die wir blockieren, und jede Nacht, wenn wir auf Vortourneille sind, ja sogar auch vor Anker an unserer sogenannten Ruhestätte, sind wir in Sicht der feindlichen Batterien und Scheinwerfer. Wir müssen uns sehr vor Treibminen in Acht nehmen, denn die Türken haben solche Dinger ausgelegt, wo sie nur konnten. Drei haben wir bereits an unserer Ankerstelle aufgespürt. Die ganze Nacht sind Leute mit Gewehren ausgepostet, um deswegen aufzupassen. Jetzt bläst ein scharfer Südwest mit Hagelschauern jede Stunde. Es ist pechschwarz, so dunkel, daß man nicht einen Zoll weit sehen kann. Weit fort am düsteren Horizont ist ein unruhiges Flimmern, das Licht der feindlichen Scheinwerfer, die durch den vom Winde geweilichten Hagel und Regen hindurchscheitern. Schwer kämpft unsere Maschine gegen den Seeang; wir kommen nur langsam vorwärts; das Schiff schwanzt und schaukelt wie eine Nußschale, und stets, wenn es niederläuft, stürzt der Wipfel einer Welle direkt über die Brücke, das Vorderdeck und meist auch über den Brüstungspfeiler, der da steht. Viele schwarze eiserne Klut, die mit einem gewaltigen Rollen über das Schiff hinwegfliehet, ist eine fürchterliche Tuschel für die Wachthabenden. An jeder Kanone und jedem Torpedorohr hat ein Mann Wache und versucht, durch die Finsternis und den Hagel zu sehen, indem er sich mit aller Kraft in dieser Höhle von Kälte und Nässe aufrecht hält. An jeder Kanone und jedem Torpedorohr liegt ein unheimlicher Daulen von Wachtstuch oder manchmal auch zwei oder drei je nach der Lage der Kanonen oder des Torpedos — das ist ein Offizier oder Matros, der schläft oder zu schlafen versucht in dieser Stellung, bereit, ganz wach zu werden, wenn die Reihe an ihn kommt. Die Wache vollzieht sich folgendermaßen: Ein Mann geht z. B. um 6 Uhr nachmittags auf Wache bis um 8 Uhr. Dann hat er eine halbe Stunde fürs Abendbrot, aber meistens hat eine böse Welle das Herdfeuer ausgelöscht und es gibt nur Fleischkonserven und Schiffszwieback. Um 8 Uhr 30 Minuten geht er wieder an seine Kanone und versucht hier bis Mitternacht zu schlafen, dann beginnt seine vierstündige Wache. Um 4 Uhr morgens kann er sich wieder im Windgebraus, von Sturzwellen überflutet, hinlegen bis 7 Uhr. Dann kommt das Tageslicht und die Nachtwache hat ein Ende. Es ist keine Kleinigkeit, diese dreizehn Stunden im ewigen Hagelschauer und Windgeheul zu verbringen, und es geht manchmal über die Kräfte der Mannschaft. Ich habe dem Schiffstoch befohlen, jede Nacht für die Männer auf Wache Kafao zu kochen, heißen, dicken, öligen Schiffskafao. Und einmal jede Stunde schwanzt eine dunkle Gestalt an Deck, mit der einen Hand sich mühsam festhaltend, mit der andern einen Eimer mit Kafao balancierend, und man kann von Glück sagen, wenn er die Hälfte des Inhalts zu den Leuten bringt. Nicht selten aber spült eine Welle den Eimer über Bord, und dann gibt es keinen Kafao, und man fühlt sich wie tot von 4—6 Uhr morgens. Kommt dann das Tageslicht, so schaut es auf blasse, zitternde, übermüdete, dumpf blickende Männer, die sich mühselig nach dem Wessedeck schleichen, um hier zu trocknen, zu essen, und dann in dem muffigen, niedrigen, überfüllten Raume zu schlafen, wo sie sich auch noch fest anklammern müssen, um nicht fortgerollt zu werden. Auf der Brücke sind die beiden Scheinwerfer- und die beiden Signal-Männer. Sie müssen auch auf dem Deck der Brücke schlafen. Hier hat der Kapitän seinen Posten und bleibt hier die ganze Nacht, mit Ausnahme von 10 Minuten dann und wann, wenn er nach der Karte sehen geht oder etwas Kafao im Kartenhause unter der Brücke nimmt. Wenn wir drei Offiziere Wache haben, dann schlafen wir bei untern Kanonen mit den Mannschaften so gut es geht. Am Steuer festgeleimt, steht der Steuer-

mann 6¼, von diesen 13 schweren schwarzen Stunden; die anderen 6¾ schläft er am Fuß der Brücke, wenn er abgelöst ist. Ist die Nachtwache vorüber, dann müssen wir Offiziere beim Tageslicht erst das Schiff genau untersuchen, und dann beginnt von 9 bis 12 Uhr eine neue harte Arbeit, um den Schaden auszubessern, den die See des Nachts angerichtet, und die Kanonen und Torpedos zu reinigen. Jeden Tag um 6 Uhr nachmittags wird das Schiff inspiziert, auf seinen Gefechtswert untersucht und muß für die Nacht bereit sein.“

* **1000 englische Zensoren.** Im englischen Oberhaus fand eine erregte Debatte über die Handhabung der Zensur durch die Regierung statt, und dabei kam auch die überraschende Tatsache zur Kenntnis, daß die englische Regierung bei der Ausübung dieses schwierigen Amtes gegen 1000 Personen beschäftigt. Lord Bryce wünschte die Namen sämtlicher Zensoren zu wissen und genaue Angaben zu erhalten über die Vorchriften, die ihnen erteilt werden. Es kämen nämlich die ungeheuerlichsten Dinge vor; Privatkorrespondenzen, deren Inhalt nicht das geringste mit militärischen und politischen Dingen zu tun hätten, würden erbrochen und zurückgehalten und in vielen Nachrichten, die von der Behörde verbreitet würden, spräche sich ein „närrischer Optimismus“ aus, der nur schwere Enttäuschungen hervorgerufen könne, wenn man dann die Wahrheit erfahre. Lord Crewe, der für die Regierung antwortete, sagte, es sei ihm leider unmöglich, eine Liste der Namen aller Zensoren vorzulegen, denn es seien gegen 1000 Personen, und es sei auch nicht angebracht, daß das Land Genaues über die einzelnen Persönlichkeiten erfahre. Auch andere Lords besaßen sich lebhaft über die Mißgriffe der Zensur, die mehr Unheil anstiftete als nütze; es gäbe eine Menge Tatsachen, die man dem deutschen Generalstab unmöglich verheimlichen könne, da er sie sehr genau kenne, und von denen doch das englische Publikum nichts erfahre.

Die Küche im Kriege.

(Nachdruck bringen erwünscht.)

Fischauflauf mit Blumenkohl. (Jede Fischart.) 1½ Pfd. Fisch, 10 Gramm Parmesankäse, 50 Gramm Fett, 80 Gramm Mehl, 1 Eigelb, Salz, ½ Zitrone (Safi), 1 Blumenkohl. Der vorbereitete Fisch wird in Salzwasser gargekocht, der Blumenkohl ebenfalls. Wenn der Fisch gar ist, wird er enthäutet und entgrätet, der Blumenkohl in Röschen gebrochen und mit dem Fisch in eine gut ausgestrichene Auflaufform geschichtet, die fertige Sauce darüber gegeben, mit dem Parmesankäse und etwas geriebener Semmel bestreut und mit Butter beträufelt. Der Auflauf wird in 20 Minuten schön braun gebacken.

Königspromenade.

Man darf die einzelnen Wörter und Silben nur in der Weise miteinander verbinden, daß man — wie der König auf dem Schachbrett — stets von einem Feld aus auf ein benachbartes übergeht.

	und	ro	tes	glück	gen	lan	
bern	sen	seln	un	stör	ver	heißt	des
for	von	ein	sel	ge	gen	licht	mon
nes	den	ten	strahl	den	fan	mit	net
	seln	mit	set	nen	son	zen	

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung der Stat-Aufgabe in voriger Nummer:

Abkürzungen: tr = Treff, p = Pique, c = Coeur, car = Carreau
trB = Treff-Bube, pA = Pique-As, cD = Coeur-Dame usw.

Der Spieler sah in Vorhand und spielte, da alles gepakt hat, Pique-Solo bei folgender Kartenverteilung: Vorhand: trA, trZ, pK, pD, p8, p7, carA, carZ, carK; Mittelhand: trK, cB, carB, pZ, cA, cD, c7, car8, car7; Hinterhand: trB, pB, pA, trD, tr8, tr7, cZ, c9, carD. Stat: cK, c8.

Die Gegner erhielten in den ersten vier Stichen = 25 Augen, im fünften Stich: B, p7, W, cB, D, trB = 4

mithin insgesamt: 29 Augen,

da der Rest dem Spieler zufällt; dieser hat somit sein Pique-Solo ohne sechs Matadore mit Schneider gewonnen.